

Gerhard Resch (Wien, A)

Die Philosophie als Voraussetzung der Einordnung und umfassenden Nutzung der Ergebnisse von Wissenschaft und Kunst am Beispiel der Medizin*

Noch bevor ich mit meinem Vortrag beginne, möchte ich mich bei den Veranstaltern dieses Symposiums dafür bedanken, dass man mich wieder zu einem Vortrag eingeladen hat, der sich vorwiegend philosophischen Fragen widmen wird, die sich aus der erkenntnistheoretischen Aufarbeitung unserer Tätigkeit als homöopathische Ärzte ergeben können. Vielen unserer Kollegen scheint es nicht notwendig zu sein, sich überhaupt mit Philosophie zu beschäftigen. Das liegt vor allem daran, dass die große Zahl der philosophischen Strömungen unserer Zeit völlig verschiedene, ja kontroverse Antworten selbst auf scheinbar einfach zu lösende Probleme anbietet. Auch scheint vielen die Philosophie praxisfern zu sein und es ist uns eigentlich nicht wirklich klar, welche große Bedeutung sie tatsächlich für das Verständnis unserer Methode hat. Dazu kommt noch, dass die Grundlagen der Philosophie selbst, wie auch die der verschiedenen Wissenschaften und Künste, ständig neu in Frage gestellt werden.

Was wir schon in dem vorangegangenen Vortrag von Jörg Haberstock über „Verfügbarkeit und Marktsituation homöopathischer Einzelmittel“ über Erkenntnisprobleme und die Auffassungsunterschiede im Bereich der Pharmazie gehört haben (vgl. Beitrag in diesem Band, 58 f.), trifft noch vielmehr für die verschiedenen akzeptierten oder abgelehnten medizinischen Methoden zu.

Die unausweichlichen Kontroversen zwischen unterschiedlichen Meinungen darüber, was als korrekte und akzeptierte Ausübung medizinischer Tätigkeiten gelten sollte, wird von dezidierten, subjektiven Auffassungen bestimmt, die über polemische und oft auch gehässige Wortmeldungen in Diskussionen oder in verschiedensten öffentlichen Medien verbreitet werden. Grundlegende Begriffe werden dabei durchaus willkürlich gebraucht, wie ich selbst bereits mehrfach erleben musste.

So erinnere ich mich an eine Initiative, die vor einigen Jahren – von einer Gruppe homöopathischer Ärzte in Österreich ausgehend – einen neuen Weg in der Vermittlung der Homöopathie anbieten wollte. Es sollten nicht nur beliebige Meinungen zur Homöopathie geboten werden, sondern eine solide, umfassende, realitäts- und wahrheitsbezogene Einführung in die homöopathische Medizin stattfinden. Ganz im Sinne von Rudolf Flury, der einmal schrieb: *„Wir wollen die Homöopathie auf den Boden von Realitäten stellen – für alles andere ist sie uns zu schade – schon zu oft wurde sie auf die neueste Hypothese umgearbeitet und es ist ihr jedes Mal schlecht bekommen.“*

Dieser Kurs für „klassische Homöopathie“ war im ersten Jahr durchaus erfolgreich (über 70 Teilnehmer) und die Rückmeldungen der Kursteilnehmer so positiv, dass wir auf dieser „Schiene“ weiterarbeiten wollten. Bei einem vorbereitenden Treffen zur Erarbeitung des Programms einer weiteren Kurswoche kam es jedoch zu starken Spannungen. So wurde mehrheitlich (zehn von elf) die Ansicht vertreten, dass „die Wahrheit“ immer nur subjektiv wäre und dass man die verschiedensten Meinungen als gleichberechtigte „Wahrheiten“ gelten lassen sollte.

Da ich es aber übernommen hatte, die philosophischen Aspekte unserer Methode herauszuarbeiten und vorzutragen, konnte ich mich – nachdem die Frage nach dem Wesen und der Bedeutung von objektiver Wahrheit in jeder Form von Philosophie und jeder Art von echter Wissenschaft grundlegend und unvermeidlich ist – nur gegen eine solche Subjektivierung des Wahrheitsbegriffes stellen. Ansonsten würde die Wahrheit zur persönlichen Meinung und somit, wenn überhaupt, nur persönlich gültig sein. Das Wesen der Wahrheit fordert aber ein essentielles Eins-sein von Betrachtetem und Betrachter, in dem sich das messende Element nicht im Betrachter, sondern im Betrachteten findet. Wäre es im jeweiligen Betrachter selbst, so wären wir bei unserem Urteil auf der Ebene von Meinung, von einem persönlichen Dafürhalten darüber, was richtig oder falsch sein kann.

Meist wird vergessen, dass das Wort „Meinung“ vom indogermanischen „*moino“ kommt, das „Wechsel“ bzw. „Tauschen“ bedeutet, und dass „meinen“ daher ursprünglich nur „der Reihe nach, d. h. im Wechsel seine Meinung äußern“, bedeutet und daher keinen Absolutheitsanspruch erhebt, was jedoch einer Wahrheitsaussage sehr wohl tut.

So kam es in der Generalversammlung unserer Gruppe zu der paradoxen Situation, dass der Vorsitzende ständig davon sprach, dass wir die **wahre** Homöopathie zu lehren hätten und dies ja auch täten, gleichzeitig aber entschieden in Abrede stellte, dass es allgemeingültige Wahrheiten überhaupt gibt.

In dieser Auseinandersetzung gab es kein Einlenken, sodass die weitere Zusammenarbeit sich komplizieren musste. Als aber der Vorsitzende, der sich vor der Beschäftigung mit der Homöopathie vor allem mit Psychologie befasst hatte, die abschließende Diskussion mit der Bemerkung begann: „Wir haben hier unter uns ein Problem“, war es für mich klar, dass man an eine weitere Zusammenarbeit auch nicht mehr denken konnte. Ich entschloss mich daher, mich von der Gruppe zu trennen. Es erschien mir nämlich absurd, eine Methode zu vertreten, die sich nicht auf – für alle verbindliche – Wahrheiten stützen konnte und eine Ausbildung anzubieten, die nicht der Homöopathie Hahnemanns entsprechen konnte.

* Einführungsvortrag zum Seminar III „Der Einfluss philosophischer Grundhaltungen auf unsere homöopathische medizinische Praxis“ im Rahmen des ICE 11

Woran wollen wir uns orientieren, wenn nicht am Unverrückbaren, ewig Wahren? Wenn wir der homöopathischen Methode der Medizin gerecht werden und diese nach außen mit Verstand vertreten wollen, d. h. wenn wir auch die Philosophie für das Verständnis der Homöopathie zu Hilfe nehmen wollen, so nicht um der Philosophie willen, sondern um das zu entdecken und zu verstehen, was in der und für die Homöopathie, aber auch für uns und für alle Kritiker der Methode wahr – und damit unverrückbar – ist. Denn ein bloßes „Meinen“ ist Ausdruck von rein persönlichen Interpretationen, ist offen für modische, zeitbezogene, esoterische oder andere verwandte Einflüsse und trägt viel zur Uneinigkeit unter den Homöopathen bei, verwässert damit die Essenz unserer Methode und macht sie weniger effizient.

Warum kann man überhaupt gegen Wahrheit sein? Die Wahrheit („*veritas est adaequatio intellectus ad rem*“) hat eine Eigenschaft, die sie auch für manche der modernen „Philosophen“ und Psychologen unsympathisch und unangenehm macht: Sie ist unerbittlich, sie lässt neben sich nicht viel Raum, sie ergibt sich zwingend aus der Sache (lat. „*res*“), über die wir – im Blick auf irgendeines der untersuchten Details des von uns befragten Objekts – ein Urteil fällen wollen und sollen. Sie scheint unsere Meinungsvielfalt einzuschränken, sie lässt uns unfrei, ja abhängig, erscheinen, sie kann liebgewonnene Denkmuster und Ansichten ad absurdum führen, sie kann unser ganzes Leben grundlegend verändern und in eine andere Richtung lenken. Das ist durchaus nicht immer angenehm. Ich kann durchaus nachvollziehen, wieso es zu der absurden Behauptung kommen kann, dass es keine objektive Wahrheit gebe, denn die Suche und das Entdecken von wahren Zusammenhängen ist mühsam und verlangt absolute Vorurteilsfreiheit des Ausübenden.

Wenn wir aber nicht bereit sind, uns der Unerbittlichkeit der Wahrheit – die ja die Realität, das Reale und Bewirkende erfasst und ausdrückt – zu stellen, und nicht anerkennen wollen, dass sie die einzige solide Grundlage für jede Art des Unterrichts und der Weitergabe von Wissen und Erkenntnis ist, so bleiben uns nur persönliche oder fremde Meinungen, Vermutungen, persönliche Vorlieben, Phantasmen, die wir unseren Zuhörern anbieten können. Wenn wir aber unsere Methode an andere weitergeben wollen, so müssen wir uns klar werden, welche verantwortungsvolle Aufgabe wir übernehmen. Wir sind ja nicht nur verpflichtet, der Methode gerecht zu werden, sondern auch den Zuhörern gegenüber, sie wahrheitsgemäß zu informieren. Wir sind es auch uns selbst schuldig, alle geistigen Möglichkeiten auszuschöpfen, um zu einem möglichst tiefen Verständnis unserer Methode zu gelangen.

Wir sollten damit beginnen, uns selbst über die Grundlagen der homöopathischen Medizin klar zu werden, aus welcher Notwendigkeit sie entstehen konnte und musste, und warum und wie die konkrete Form der Homöopathie als spezielle Methode der Medizin entstanden ist – wie sie sich aus ersten Anfängen heraus-entwickelt hat, durch welche Phasen ihrer Entwicklung sie im Laufe der Zeit zu ihrer heutigen Form gefunden hat. Äußerst wichtig und aufschlussreich ist dabei die Befassung mit den verschiedenen geistigen Strömungen ihrer Entstehungs- und Entwicklungszeit.

Diese nämlich beeinflussen stark die Rezeption von Erfahrungen, denen wir letztlich unsere Erkenntnisse verdanken.

Vor allem aber müssen wir die Begriffe, die wir bei der Erklärung der Homöopathie verwenden, selbst genau kennen und verstehen. Die Argumente, die wir für die Notwendigkeit ihres Einsatzes vorbringen, die Erklärungen, die wir zu Wesen und Eigenart der Homöopathie in der Öffentlichkeit abgeben, müssen wahrheitsgemäß, stichhaltig und überzeugend sein. Begriffe wie Substanz, Quantität und Qualität sowie Relation sind von grundlegender Bedeutung, wenn wir den Unterschied zwischen Homöopathie und den anderen – sowohl alten wie neuen – medizinischen Methoden verstehen wollen. Wir haben im gestrigen Vortrag von Josef M. Schmidt „Zur Relevanz medizin-historischer und medizintheoretischer Grundlagenforschung“ – und wir müssen ihm dafür ganz besonders dankbar sein – in beeindruckender Weise vermittelt bekommen, welchen Einfluss und welche Auswirkung der Primat des Quantitativen über das Qualitative – hier in Form des Einflusses von Geld – in einem eigentlich primär von Qualitäten bestimmten Bereich haben kann (vgl. Beitrag in diesem Band, 19 f.).

Jede Realitätserkenntnis entwickelt sich meist schrittweise, geht aber letztlich immer auf eine direkte, unmittelbare Sinneserfahrung zurück. Sie steht am Beginn jeder Erfahrung, die uns bewegt und damit „informiert“. Wir erhalten dadurch vorerst einmal qualitative Eindrücke, die uns eine mittelbare Kenntnis von den – den Phänomenen zu Grunde liegenden – Substanzen vermitteln. Auf diese Weise wird verständlich, was wir mit dem Begriff „Qualität“ ausdrücken wollen. Sie ist in ihrem Wesen **Form in Bewegung** (Aristoteles), die sich uns von innen und außen kommend mitteilt, indem sie unsere Sinnesorgane aktiv bewegt. Unsere Sinnesorgane werden quasi passiv überwältigt und spezifisch verändert, normalerweise unter Beibehaltung ihrer Grundstrukturen und Grundfunktionen. Diese Veränderung muss sich notwendigerweise auf unseren Gesamtorganismus auswirken, indem diese Formeindrücke dem Gehirn mitgeteilt werden. Dort können sie für unser geistiges Vermögen durch vier spezifische innere Sinne aufbereitet und bewahrt werden.

Diese unmittelbaren aber flüchtigen, für jedes Sinnesorgan spezifischen (= nicht aufeinander rückföhrbaren) Eindrücke, wie Farben, Töne, Geschmacks-, Geruchs- und Tastempfindungen, werden dann von unseren inneren Sinnen zusammengeführt und in einer mehr quantitativen Weise zu einem Gesamteindruck weiterverarbeitet. Denn nur so kann eine Synthese der notwendig unterschiedlichen Sinneserfahrungen mit Hilfe unseres „*sensus communis*“ vor sich gehen, denn Qualitäten sind unteilbar, wenn auch bei allen Sinneserfahrungen quantitative Aspekte eine Rolle spielen.

Um unsere Sinnesorgane überhaupt verändern zu können, muss neben der Qualität auch Quantitatives im **richtigen** Maße vorhanden sein. Das Quantitative ist in daher in allen Sinneserfahrungen ein wichtiges Element und bietet sich für eine Synthese der nach innen geleiteten Sinneserfahrungen zu einem Gesamteindruck an.

In unserem Inneren tritt daher Quantitatives ins Rampenlicht, die „*res*“, die Sache, die Realität, die Substanz rückt aber in den Qualitätseindrücken mehr

und deutlicher in den Vordergrund. Zwar treten Qualität und Quantität in unserer Sinneserfahrung immer gemeinsam auf, aber sie haben unterschiedliches Gewicht in Bezug auf die Erkenntnis. Qualität weist vor allem auf die Quellen der Erkenntnis, die Quantität mehr auf unser inneres Synthesevermögen, d. h. auf uns selbst als Erkennende, hin. Der Erkennende kann aber Qualitatives und Quantitatives nicht in gleicher Weise geistig nutzen, denn das Wesen von Qualität und Quantität ist grundverschieden: Quantitatives können wir über Messungen auf Grund verbindlicher Maße im Sinne der „aequalitas“ einander zuordnen. Qualitatives ist dagegen immer aktuell, dadurch immer letztlich einmalig und entzieht sich somit der exakten Messbarkeit. Wir können daher nur auf Grund von Ähnlichkeiten, die größer oder kleiner sein können, diese qualitativen Eindrücke zur Erkenntnisfindung heranziehen – die „Similitudo“, die letztlich das (sehr subjektabhängige) „Maß“ unseres Kunstverständnisses ist. Nur eine Philosophie, die uns dies alles verständlich machen kann, wird uns in Medizin/Homöopathie weiterhelfen können und unsere Praxis optimal stützen.

Wir sehen deutlich, wie sehr wir der Philosophie bedürfen, um all dies richtig verstehen und einordnen zu können. So können wir auch ganz einfach den Wandel 1810 → 1819 in der Auffassung vom Wesen der Homöopathie bei Hahnemann begreifen. 1810 ist sie „rationelle Kunde“, der Arzt und sein inneres Ziel beherrschen das Medizinverständnis. Hahnemann benützt auch Poetisches, ein Gedicht, als Motto und nennt seine Grundsatzschrift „Organon der **rationellen Heilkunde**“. 1819 aber kam der Beruf, die Berufung durch den Patienten, als das die Medizin begründende Fundament zum Vorschein und der Patient und seine durch die Erkrankung gefährdete Gesundheit erhalten absolute Priorität. Damit aber wird der Arzt von jedem neuen Patienten vor ein neues Problem gestellt, was sehr viel Mut von dem Arzt, der diesem Ruf folgen will, einfordert. Sein neues Motto „aude sapere“ ist dieser neuen Situation angemessener. Da dieser neue Ansatz auch eine neue Art des Vorgehens verlangt, ändert Hahnemann konsequenterweise auch den Titel seines Organons. Es heißt „Organon der Heilkunst“, weil der Arzt zum Künstler werden muss. Der Künstler arbeitet immer am Einzelnen, während Wissenschaft (Heilkunde) am Allgemeinen forscht und handelt.

Heute Nachmittag im Seminar wollen wir versuchen, die wesentlichen Möglichkeiten und die Notwendigkeit des Einsatzes der Philosophie zum Verständnis vieler Aspekte der homöopathischen Methode noch viel deutlicher herauszuarbeiten. Wir müssen dabei schon bei der persönlichen und wissenschaftlichen Entwicklung Hahnemanns beginnen, ihm bei der Entstehung seiner Methode zuschauen und seine Entwicklungsschritte nachvollziehen. Wir können diese durch das Studium seiner zahlreichen frühen Schriften nahezu lückenlos verfolgen. Vor allem aber wird uns die Entstehung des Organon und seine sukzessive inhaltliche Ausformung zeigen können, dass Hahnemann sich der Wichtigkeit und Brisanz des Wahrheitsanspruches seiner Methode von allem Anfang an bis ins hohe Alter permanent bewusst war.

Wenn wir seine ersten fünf Paragraphen – die Abfassung von Erkenntnissen in Form von Paragraphen weist immer auf erkannte und bewusst so formulierte

Gesetzmäßigkeiten hin – so können wir unschwer erkennen, dass Hahnemanns Grundeinsichten philosophischer Art sind. So sind schon in den ersten fünf Paragraphen die vier Naturgründe (§§ 1, 2, 3, 5) und eine „conditio sine qua non“ (§ 4) angesprochen. Er folgt hier den Erkenntnissen u. a. des Aristoteles und seiner vier Naturgründe, ohne die es keine vollständige Erkenntnis der Natur geben kann: Causa finalis (§ 1), Causa efficiens (§ 2) Causa formalis (§ 3) und Causa materialis (§ 5). Wenn wir also die Philosophie für die Homöopathie nützen, so sollten wir uns zuerst den wesentlichen Aspekten zuwenden, um uns selbst klar zu werden, was die Medizin im Allgemeinen, und damit auch die Homöopathie im Besonderen, „finalisiert“.

Schon beim homöopathischen Weltkongress in Polen (2009) habe ich darüber gesprochen, dass es die Aufgabe des ersten Paragraphen jedes möglichen Organons ist, die Finalität jeder Art von medizinischer Methode klarzustellen. Er muss allen anderen Paragraphen eines Organons ein solides Fundament liefern. Seine Formulierung ist daher von größter Bedeutung und sein Wortlaut muss ein hohes Maß an Klarheit zeigen. Jedes Wort ist letztlich Ausdruck eines inneren Konzepts, das Ausdruck der inneren Erfassung eines Aspektes der Wirklichkeit („apprehensio“) sein sollte. Nur wenn hinter den vom Autor benutzten Worten das entsprechende innere Konzept steht, wird es in sinnvoller Weise verwendet. Wir können sicher sein, dass Hahnemann – ein Mann höchster Bildung und umfassender Erfahrung – die notwendigen Voraussetzungen besaß, die Sprache angemessen zu verwenden. Ich möchte hier nicht nochmals auf all die Einzelheiten des Wortlauts dieser beiden Definitionen der Medizin eingehen, die in den beiden Fassungen von 1810 (Organon I) und 1819 (Organon II) stehen, aber erneut darauf hinweisen, dass die Veränderungen dramatisch sind und eine kopernikanische Wende in der Sichtweise der Grundaufgabe der Medizin – und nicht nur der Homöopathie alleine – bedeuten.

1819 erschien die zweite Auflage des Organons nicht nur mit den oben erwähnten drei Veränderungen. Auch die Anordnung und Zahl der Paragraphen, besonders aber die neue und lange Fußnote zum ersten Paragraphen weisen auf eine gründliche Umarbeitung des Organons hin. Man erkennt an zahlreichen Änderungen des Aufbaus und des Inhalts, dass sich in den Erkenntnissen Hahnemanns zum Wesen der Medizin, auch in seiner eigenen homöopathischen Methode, auf allen Ebenen ein tiefgreifender Wandel vollzogen hat. Hahnemann ist deutlich kompromisloser geworden. Er nennt die Dinge beim Namen. Er stellt die Verantwortung des Arztes in den Mittelpunkt der Ausführungen, betont seine Abhängigkeit vom Patienten und lehnt jede Art von müßiger Spekulation ab. Die Intelligenz des Arztes habe sich ganz in den Dienst des Einzelfalles zu stellen, sein ganzes Sinnen und Trachten muss der konkreten Heilung des „Berufenden“ (Patienten) gelten. Er lehnt es ab, sich über den Seinsstatus der Krankheiten (siehe § 1, Fußnote) Gedanken zu machen, er erkennt sie als ein Fehlen, als eine Deviation vom gesunden Zustand.

Erst ab 1819 haben wir dank Hahnemann jenes Prinzip gefunden, das den Anfang und das Ende der Medizin bestimmt und determiniert.

Die Frage ist also nicht mehr, ob sie wissenschaftlich oder nicht wissenschaftlich ist, klassisch oder modern, künstlerisch perfekt oder nicht, angesehen und erlaubt oder nicht. Man könnte sogar sagen, dass wer heilt, Recht hat. Doch Vorsicht: Wenn Sie einmal eine Heilung bei einem Patienten induziert haben, so müssen Sie nicht deshalb bei allen anderen Fällen auch Recht haben. Denn die Heilung ist die eines einzelnen Falles und die dabei verwendete Methode und ihre sonstigen Maßnahmen waren hier perfekt. Die bei dieser konkreten Heilung angewandte Methode kann aber beim nächsten, scheinbar ähnlichen Fall durchaus nicht mehr die richtige Methode sein, sondern hier müssen Sie vielleicht doch wieder ganz anders, eben wieder „fallgerecht“ handeln.

Sie müssen eben immer wieder vom Einzelfall ausgehen, was jedes Mal ein größeres Abenteuer bedeutet, das uns jeweils vor immer neue Aufgaben und Entscheidungen stellt. Daher auch der Wechsel des Mottos im Organon 1819, denn dies bedeutet ja, dass wir in jedem neuen Fall vor eine neue Situation gestellt werden, in der wir uns nicht auf das bisher Erreichte und Gelungene verlassen können, sondern uns ganz in den Dienst des neuen Patienten stellen müssen. Wir betreten sozusagen jedes Mal Neuland, was Mut und Entschlossenheit verlangt und unsere Lernfähigkeit auf die Probe stellt: daher „*aude sapere*“. Dass dies aber nur gelingen kann, wenn wir alle a-prioristischen Denkansätze verbannen, wird aus der in der zweiten Auflage erstmals erscheinenden längeren Fußnote klar, die sich gegen alle rein theoretischen Überlegungen richtet, die keinerlei Fundament in der Realität haben.

Den zweiten Paragraphen des Organons sollte man ebenso gründlich studieren, denn er handelt von der „*causa efficiens*“ in der Medizin, des effizienten Teils der medizinischen Tätigkeit. Sie nimmt auf die Doppelsituation des Patienten Bezug, die es zu verändern gilt. Heilung kann durch zwei effiziente Wege erreicht werden: Der eine richtet sich an das noch Gesunde, der andere an das Erkrankte im Menschen. Hier ist uns auch ein Ideal = „*völlige Gesundheit*“ gegeben, das wir letztlich, da es ein Ideal ist – d. h. als ein rein geistiger Begriff unabänderlich und unbewegt – niemals wirklich ganz erreichen und verwirklichen können. Da aber die Effizienz von der Bewegung handelt, braucht diese immer ein solches Ideal, das – obwohl nie ganz zu erreichen – dennoch anzustreben ist.

Hahnemann schreibt im § 2 zum ersten der beiden gangbaren Wege: „*Das höchste Ideal der Heilung ist schnelle, sanfte und dauerhafte Wiederherstellung der Gesundheit ...*“ und zum zweiten Weg: „*... Hebung und Vernichtung der Krankheit auf dem kürzesten, zuverlässigsten, unnachtheiligsten Wege, ...*“, und „*... nach deutlich einzusehenden Gründen*“ – ein Hinweis auf eine „*Conditio sine qua non*“, ohne die ein solches Unterfangen nicht gelingen kann.

Dies setzt beim Arzt bestimmte Erkenntnisse voraus, die sich auf die Erfassung der Gründe und Prinzipien beziehen, die erst jede Form von Wissenschaft und Kunst begründen können. Hier ist der Punkt, an dem die Philosophie in der Medizin an Bedeutung gewinnt. Denn die Erfassung der Gründe und Prinzipien ist Philosophie auf der echten, der aristotelisch begründeten, metaphysischen Ebene und entwickelt die Verstandesqualitäten, in der die Erkenntnis erst jene

Qualität erreicht, die Hahnemann als Grundlage für eine vernünftige, funktionierende und erfolgreiche medizinische Arbeit fordert. Was wir durch den Verstand erfassen können, sind Wahrheiten, die es der Vernunft ermöglichen, die richtigen Werkzeuge zu bestimmen, die effizient die notwendige Arbeit zu leisten im Stande sind.

Ist der Arzt nun Künstler, Wissenschaftler oder Philosoph? Man muss sich, wenn man sich diese Frage stellt, klar machen, was Kunst ist, was die Wissenschaft auszeichnet, was einen Philosophen ausmacht.

Der erste Paragraph 1819 zeigt uns eindeutig, dass der Arzt es mit Einzelpersonen zu tun hat, die jeweils spezifisch, individuell erkrankt sind. Kunst handelt vom Einzelnen, ist sozusagen eine Wissenschaft des Einzelfalles, die den ganzen Verstand des Arztes in Anspruch nimmt. Was er mit Hilfe des Verstandes dabei vermag, ist eine „*Hervorbringung mit Verstand*“ und der Verstand ist dem Verständlichen zugeordnet. „*Hervorbringung mit Verstand*“ ist aber auch die aristotelische Definition der Kunst.

Der Arzt ist daher, gesehen vom § 1, von der Finalität, vom Sinn und Zweck seiner Tätigkeit, letztendlich ein reiner Künstler – deswegen ja auch die Titeländerung des Organons, von „*Organon der rationellen Heilkunde*“ zu „*Organon der Heilkunst*“. Die Kunst selbst kann entweder eine „*hervorbringende*“ sein, in der die „*Kunstidee*“ (gr. „*eidōs*“) das Maß des Werkes und des Kunstvermögens ist, oder eine „*restaurierende*“, in der dem restaurierenden Künstler das Ziel seiner Tätigkeit vorgegeben ist. In der Medizin haben wir es mit der zweiten Definition, mit dem „*restaurierenden*“ Aspekt der künstlerischen Tätigkeit zu tun.

Die geistige Behandlung und Erforschung von allgemeinen Aspekten der Wirklichkeit aber nennt man Wissenschaft im eigentlichen Sinne. Da das Einzelne aber auch Teil des Allgemeinen ist und an diesem teilhat, bedürfen die Erfassung und das Studium des Einzelnen der Wissenschaft zu ihrer Vollendung, sind aber in ihren Grundzügen trotzdem Kunst.

Die Kunst bedarf zu ihrer Vollendung der Wissenschaft des Allgemeinen, ohne dass aber die Wissenschaft allein dem Speziellen des Einzelfalles „*Patient*“ je vollständig gerecht werden könnte. Wir brauchen aus ähnlichen Gründen auch die Philosophie, damit wir alles richtig einordnen und auseinanderhalten können. § 2 zeigt uns sehr schön diese drei Aspekte der Effizienz in der Medizin. Der erste Teil: reiner Kunstakt, denn diese Heilung ist nicht Heilung der Menschheit, sondern des jeweiligen Patienten. Der zweite Teil des § 2 zeigt uns den Einsatz der mehr wissenschaftlichen Komponenten unserer Therapiemöglichkeiten, denn die Krankheit gehört nach Flury zum Chaotischen in uns, es ist nicht unsere Finalität (die Erkennbarkeit erlaubt), krank zu sein, sondern Ungeordnetheit, und bedarf zu ihrer Vernichtung allgemeiner Naturerkenntnisse.

Es ist nicht so sehr die Praxis, die die homöopathische Gemeinschaft zusammenhält, untereinander verbindet und den wechselseitigen Erfahrungsaustausch ihrer Mitglieder begünstigt.

Es ist eine realitätsbezogene, der Wahrheit verpflichtete, sprachlich wie inhaltlich solide geistige Basis, auf der unsere Methode und ihre Vermittlung aufgebaut sein müssen. Die Erkenntnisse, die wir in der Homöopathie gewinnen können, beruhen auf der konkreten Wirklichkeit innerhalb und außerhalb der Medizin. In diesem Sinne ist ja jede Form von geistiger Betätigung, die mit Rechtfertigung, Aufhellung, Erklärung eines Sachverhalts zu tun hat, auf Verständnis abzielt, ein philosophisches Unterfangen.

Ich möchte am Nachmittag im Seminar eine kurze Einführung in die Entwicklungsgeschichte des europäischen Denkens geben, indem wir die Anfänge und das weitere Wachsen der Philosophie im großgriechischen Raum an Hand der wichtigsten Denker der sogenannten Vorsokratik kurz betrachten und deren Erkenntnisschritte und Entdeckungen dazu benützen, unseren eigenen Erkenntnistand im Hinblick auf das allgemeine Verständnis unserer Welt und auch unserer eigenen Methode zu überprüfen.

Prof. Dr. Gerhard Resch

- Jahrgang 1937
- Medizinstudium an der Universität Wien, Promotion 1962
- Studium der Homöopathie bei Dr. Mathias Dorcsi (Wien, ab 1967) und Dr. Rudolf Flury (Bern, Schweiz)
- Homöopathie im Krankenhaus (1967-1972)
- seit 1972 homöopathische Praxis in Wien
- 1979 Mitherausgeber (mit Mechthild Flury-Lemberg) des Buches von Rudolf Flury „Realitätserkenntnis und Homöopathie“
- ab 1976 Zusammenarbeit mit Prof. Dr. mult. Viktor Gutmann (Lehrstuhl für anorganische Chemie, Technische Universität Wien, über 60 Publikationen mit Prof. Gutman, u. a. 1986 Buchpublikation „Wissenschaftliche Grundlagen der Homöopathie“, 1995 „Lecture Notes on Solution Chemistry“; 1986-1998 gemeinsame Vorlesungen (Philosophie und Wissenschaft) an der Technischen Universität Wien
- seit 1992 bis heute regelmäßige Homöopathie-Veranstaltungen in Wien
- Vorträge in Österreich, Deutschland, Italien, Rumänien, Vatikanstaat, Lettland, Holland, Slowenien, Frankreich, Polen, Indien, USA, Mexico, Spanien
- Philosophiestudium u. a. bei Père Marie-Dominique Philippe
- Studium der klassischen Gitarre bei Prof. Karl Scheit
- Sport: Bergsteigen, Hockey, Ski, Golf
- 2007 Verleihung des Professorentitels durch das österreichische Wissenschaftsministerium



Kontakt: über www.wisshom.de